

# Der Gottfried Keller-Preis

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **23 (1920-1921)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749776>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DER GOTTFRIED KELLER-PREIS

Das poetische Zürich hat hoffentlich die literaturfreundlichen Gemüter der Schweiz in einige Bewegung gesetzt durch die Schöpfung des Gottfried Keller-Preises. Mag über manche Stirne, die von eines Gedankens Blässe sich zeitweilig ankränkeln lässt, die besorgte Frage ghuscht sein, ob dieses Institut aus einer Notwendigkeit geboren sei, so werden die anderen gerade diese Notwendigkeit nicht anzweifeln lassen und sich darüber freuen, dass das Verantwortungsgefühl gegenüber der geistigen Arbeit unseres Landes sich derart verdichten konnte, bis daraus eine Tat entsprang.

Aber die schweizerische Schillerstiftung! wird man einwenden, obschon der Einwand nur dem gestattet sein sollte, der für diese Stiftung schon in irgendeiner Form ein ehrliches Scherflein aufgebracht hat. Das Segensreiche der Schillerstiftung wird ja überall stillschweigend anerkannt — leider allzu still —, bloß an höherem Orte fühlte man sich wohler, indem man sich ihren Zielen verschloss; und in Zeiten, wo es dem Bund finanziell noch gut, aber den Schriftstellern schon schlecht erging, bedeutete jeweilen der Kanzler, dass er die goldnen Lasten, statt den Sängern davon zu spenden, mit anderen Lasten selber zu tragen gedenke. Allen geistig Tätigen war es anheim gestellt, sich an solchem Bescheid staunend zu ergetzen; denn dreimal verleugnete der Bundesrat seine Hilfsbereitschaft. Die beredten und berechtigten Klagen in den Jahresberichten, das eifrige und nimmermüde Werben des Stifters Dr. Hans Bodmer vermochten die tauben Ohren nicht zu überzeugen, dass eine Subvention für Geistesarbeit dem Volk der Hirten ebenso reiche und rühmliche Früchte einbringen könne, wie beispielsweise die Unterstützung der Kartoffelplantagen.

Dass in der Schweiz die Kreise sich ausbreiten, die nicht von Brot allein leben wollen, sondern denen innige Beschäftigung mit Geistigem zur Lebensnotwendigkeit wird, ist eine Tatsache, die sich beliebig werten lässt, die jedoch von Leuten, welche ihren rein praktischen Gesichtspunkten genügenden und selbstgenügsamen Stolz abzugewinnen verstehen, höchstens übersehen, nicht geleugnet werden kann. Um das schweizerische Schrifttum zu unterstützen, hat sich die Schillerstiftung so große Ziele gesteckt, die zu erreichen ihr Kapital zu klein sein musste. Sie ging von dem rein humanitären Ge-

danken aus, den Unterstützungsbedürftigen beizuspringen, wobei sie von diesen allerdings „bemerkenswerte Leistungen“ forderte. Es gibt da Ehrengaben, Jahresgehälter, Jahresrenten für Hinterbliebene, Stipendien und Geschenke. Sie brachte mit unbegrenztem Hilfswillen soviel, dass sie sicher Manchem etwas brachte. Später hat die Stiftung vermehrten Nachdruck darauf gelegt, dass sie eine „literarische Anstalt“ sei, die ihre Dotationen „nicht vom Mitleid, sondern von künstlerischen Erwägungen abhängig mache“. Dass seither beschenkte Autoren kein Mitleid verdienten, wäre irrig anzunehmen, und die künstlerischen Erwägungen waren immerhin von einer so ausgeprägten Subjektivität, dass im gleichen Jahr, da die *Liedli ab em Land* und *Im grüne Chlee* den Schillerpreis erhielten, Karl Stamm mit dem *Aufbruch des Herzens* und Max Pulver nur einen „Beitrag“ erhielten. Das mag einem Mehrheitsempfinden entsprechen, kaum aber einem dergestaltigen, dessen Erwägungen man mit reinem Gewissen in zehn Jahren noch als spezifisch künstlerisch bewerten wird.

Vor Griffen, die eine kritische Diskussion zur Folge haben, ist kein Richter über Dichter gefeit; und zuweilen kann die Diskussion so wertvoll werden wie die Preiserteilung. Bei der noblen Weitherzigkeit der Schillerstiftung wird kein Talent oder Skribent auf ewig des irdischen Lohnes verlustig gehen, und daran sollten die Schweizer denken, die in gerührten Augenblicken dem Sänger Tells eine ehrliche Wallung widmen und sich als Söhne Tells wie Sonntagskinder fühlen. Wenn sie aber für die geistigen Bestrebungen der Schillerstiftung materielle Hilfe zu leisten vermögen, so haben sie einen Meisterschuss ins Schwarze getan. Und gerade den Zauderern sei das Gesslerwort zugerufen:

„Ein anderer bedächte sich — *du* drückst  
die Augen zu und greifst es herzhaft an!“

\* \* \*

Wenn sich neben der schweizerischen Schillerstiftung eine weitere literarische Stiftung ins Leben gewagt hat, die den Kunstliebhaber der moralischen Verpflichtung überhebt, seine Sympathie in Franken auszudrücken, so beweist das, dass Einzelne die Mitverantwortung an unserem Schrifttum durch aktive Gegenleistung auf sich zu nehmen den gläubigen Mut haben, wobei sie ihr Urteil öffentlicher Kritik unterstellen. Der junge Zürcher Literaturfreund

*Martin Bodmer* — der Name Bodmer wird nachgerade zum guten Omen für unsere Literatur — hat mit 100,000 Franken den Gottfried Keller-Preis geschaffen. Es wäre unbillig, zu verschweigen, dass einer der lebendigsten Anreger unseres Schrifttums, *Eduard Korrodi*, auch hier den Antrieb gegeben hat. Das einzig Ausschlaggebende bei der Preisverteilung ist die von künstlerisch geschärftem Geist und Gewissen diktierte Erkenntnis einer kunstwertlich hohen Leistung. Auch wer sich auf G. Keller berufen wollte und mit ihm von den Schweizern behauptete:

„Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ichs —  
Doch gesegnet seh' ich euch,“

wird doch zugeben, dass wir nicht alljährlich mit letzthinigen Kunstwerken gesegnet werden. Es ist also ein Zug ehrlicher Bescheidenheit, wenn der Keller-Preis nur alle zwei Jahre vergeben wird. Sein Wert gewinnt moralisch und — man verpöne den realistischen Hinweis nicht — materiell. Der Erwählte erhält mindestens 6000 Franken. Ein Einziger! denn die Summe soll nicht, um eine Abspeisung von Fünftausend zu versuchen, zerhackt werden. Das hat den Vorteil, dass dem Ausgezeichneten die Möglichkeit gegeben wird, gleich an ein weiteres vorzügliches Werk einige sorgenlose Muße zu wenden. Die Angst, eine solche Summe könnte einem reichen Schriftsteller zufallen, ist in der Schweiz müßig; unsere poetischen Schatzgräber sind meist arm am Beutel.

Indem der Preis für eine bestimmte Leistung gegeben wird, fällt das Lebenswerk eines Dichters kaum in Betracht, der dreißig Jahre lang Bücher schrieb, von denen keines den Preis allein verdiente, die aber schließlich als Gesamtheit dem Silberpreis einen gewissen Nimbus von Bedeutung, von der Ethik folgerecht erfüllten Lebensdienstes verleihen. Da fiele die Stiftung ja in die Fehler anderer Literaturkrönungsinstitute, von denen der vielgewandte Hermann Bahr gesagt hat: „Alle Preise haben das gemein, dass man sie kriegt, wenn man sie nicht mehr braucht“. Sie seien eine Belohnung für den Erfolg, den man gehabt habe. Den Erfolg zu prämiieren, statt dem Autor zu ihm zu verhelfen, wäre einer Stiftung unwürdig, die mit ihrem Urteilsspruch der Literaturgeschichte vorgreifen möchte. Das wird ja wohl nicht immer gelingen, da auch dieser Preis von der Vorsicht und kritischen Erwägung einiger Köpfe, nicht direkt von der Vorsehung verliehen wird. Aber gerade

die vielseitige Auswahl der Berater zeugt für den geschulten Weitblick des Stiftungsinitianten. Einem *Kuratorium* mit den Funktionen einer verwaltenden Behörde gehören neben dem Präsidenten Martin Bodmer die Herren E. Korrodi, Robert Faesi, als Präsident des Schriftstellervereins, und der Unterzeichnete an. Daneben besteht ein *Konsultorium* mit Namen von Klang wie Emil Ermatinger, Heinrich Federer, Robert de Traz u. a., von dem aus Anregungen erfolgen, wer als Preisträger in Betracht falle; worauf die vereinigten Körperschaften abstimmen. Der Wahlausgang wird von einem Mitglied der Stiftung kritisch begründet der Presse übermittelt, sodass die Öffentlichkeit nicht mit allerlei Kulissen geblendet wird, hinter die einen Blick zu tun ihr versagt bleibt. Jeder Fall und jede Wahl ist auf diese Weise der Diskussion freigegeben; jedermann hat das gute Recht, als heilsamer Nörgler aufzutreten und sich sogar die nicht dazugehörige Sachkenntnis anzueignen. Ernsthafter, wohlfundierter Kritik werden die Stiftungsbehörden nicht mit Wachs im Ohr begegnen, dazu ist die Stiftung, aristokratisch in der Rangabstufung der Geister, demokratisch genug konstituiert.

Wie ein Talent aussehen müsse, um den goldenen Kranz zu erhalten, lässt sich nicht mit Statuten umreißen, da Begabung von dort an erfüllt werden muss, wo sie aufhört, paraphrasierbar zu sein. Neue Ideen in künstlerischer Form — soviel wird ungefähr verlangt, aus der tiefen Überzeugung, dass es für uns neue ideelle Werte unter der Sonne geben muss; deren individuelle Ausdrucksform nicht präziser bestimmt werden kann als mit „künstlerisch“, da, wenn gestern der Roman oder die Lyrik den getreusten Erlebnisspiegel der Zeit abgaben, es heute Werke der Philosophie oder Kritik im anspruchsvollsten Sinne werden können, Bücher, die stärker am Herzen packen, als ein abseits harfender Meistersinger es vermöchte. Und warum sollte die Schweiz nicht teilhaben an der großen Abrechnung, wo ein Schriftsteller, ehe er mit seinem eigenen Dämon einen Pakt abschließt, mit dem Erbe der Väter sich auseinandersetzt, um zu prüfen, wieweit es noch würdig sei, dass man es erwerbe. Drehen sich die tiefsten, zum mindesten aufwühlendsten Fragen unserer Epoche nicht um den Untergang westlicher Zivilisation, um die von Keyserling erstrebte Erneuerung der Seele durch die Expansion des Erlebens auf fremde Kulturen, um das bei Gundolf und Bertram in ewiger Wiederkehr erschei-



nende Problem des Ewiggültigen, Unumwertbaren höchster Persönlichkeitswerte? Selig, wer sich vor der Welt ohne Hass verschließt und in der Beschränkung meisterhaft den Klee zu poetisieren versteht, aber die schweizerische Literatur hat es nach Hebel und Gotthelf nicht ewig nötig, dass ihre Dichter das Universum verbauern. Die Bindungen und Brüderschaften des Geistes sind nicht an Stammes- und Vaterlandsgenossen geknüpft, wenn durchaus ihr Heim unsere Welt sein soll.

Es darf sich ja nicht gleich jeder gestatten, den Standpunkt Gottfried Kellers zu verfechten; aber er darf doch daran erinnern, was Keller verfocht; dass er „die ewigen Gründer einer schweizerischen literarischen Hausindustrie“ nicht sonderlich ernst nahm und von den Mundartdichtern überhaupt kurzerhand als von „Quabblern und Nasenkünstlern“ sprach, da „etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so dass das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müsste, der sich durch alles hindurchschlagen könnte“. Das ist ja wahrscheinlich Vielen ein wenig allzu scharfer Pfeffer; denn die Dialektdichter, allesamt Idylliker, wenden sich bewusst an engere Kreise und wahren sich so das Recht, sich jede Einmischung von solchen zu verbitten, die ihr Schibboleth nicht aussprechen können. Der Martin Bodmer-Stiftung aber möchte man wünschen, dass sie ihre Hilfe vor allem jenen warm hält, deren Streben nach großen Gegenständen geht, die es verschmähen, einer Ideengemeinschaft auszuweichen, bei der die geistestätigen Menschen nicht gleich nach Vaterländern eingeteilt werden. Ist einer in Bülach ein Dichter, so soll er auch den Königsbergern etwas zu sagen haben, ohne dass die Berge zum Propheten kommen müssen.

Alle zwei Jahre ein literarisches Kunstwerk zu krönen! Aber was heißt Literatur? Die Schillerstiftung musste es sich versagen, die Gesamtausgabe der Werke Alexander Vinets zu unterstützen, weil sie „nicht im eigentlichen Sinne Werke der Kunst sind, geschweige denn als Dichtungen angesprochen werden können“. Und doch fällt es uns leichter, von Vinet zu bekennen, dass er unser war, als von Vielen, die wegen Verse Dichter hießen. Eigen-

artige Gedanken oder Gedankenkombinationen mit individuellem Sprachgeist geformt — liegt hierin nicht das Wesentliche schriftstellerischer Kunst? Ob Vers oder Prosa, man sucht hinter beidem den Kerl, und man wird den Gaselendichter nicht von vornherein für persönlicher halten als einen glühenden Grübler, dem die Kunst selber Lebensproblem wird, und der sich schlecht und recht mit der Prosa balgt. Ein Preisgericht wird den Begriff der Literatur weitherzig fassen müssen, um selber die Muse nicht bloß beim Zipfel zu fassen, sondern in verschiedenen Disziplinen zu erkennen, wo Geist und Kunst einen Gipfel erreicht haben.

Wenn aber das Schweizervolk der Stiftung Vertrauen und den bekränzten Werken hingebende Beachtung schenkt, so kommt der Gottfried Keller-Preis seinem schönsten, ewig sich erneuernden Ziele nahe: in verantwortungsbewusstem Streben ein *Mittler* zu sein zwischen der Nation und ihren Kulturträgern.

ZÜRICH

MAX RYCHNER

□ □ □

## IDYLLE

Von GERTRUD BÜRGI

Abendgold auf kleinen Gärten,  
Die im Schmuck des Flieders prangen.  
Alle Schroffen, alle Härten  
Ausgelöscht. Und alles Bangen  
Ganz in Frieden aufgegangen.  
Binsen kosen froh am Bache,  
Haschen sich im Liebesspiel.  
Wind sinnt leise, süße Rache,  
Flugbereit auf nahem Dache,  
Und der Storch sucht sich ein Ziel.  
Kleiner Kirchturm träumt in Fernen,  
Lächelt einer Wolke nach,  
Greift nach frommen jungen Sternen,  
Hängt sie stolz als wie Laternen  
An sein altes Schieferdach.

□ □ □